

Prof. em. Dr. Arthur Kreuzer
 Direktor des Instituts für Kriminologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Zum Tod von Anne-Eva Brauneck

(Erschienen in : Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 90, 2007, S. 351-359)

Anne-Eva Brauneck – Mitglied des Beirats dieser Zeitschrift seit es ihn gibt – ist am 06. März 2007 hochbetagt 96-jährig in Lich gestorben und wunschgemäß in aller Stille in Hamburg beigesetzt worden. Sie mit diesem Nachruf zu ehren, ist mir als ihrem Nachfolger auf der Gießener Professur und als einem ihrer Freunde angetragen worden. Ich erfülle den Wunsch um so lieber, als ich sie von der ersten Begegnung an in Hamburg als Student 1962 bis zu der letzten persönlichen Begegnung vor drei Jahren und letzten Telefon- und Briefkontakten in ihren letzten Monaten zunehmend als bemerkenswerte Persönlichkeit, belesen und gebildet wie kaum andere, geradlinig, offen, herzlich – wenn man ihr Vertrauen gewonnen hatte –, bis zuletzt geistig präsent und anregend erlebt habe, aber auch deswegen, weil man es oftmals schwer hatte, ihr zu Lebzeiten Freundesdienste so zu erweisen, wie man es gern getan hätte.

I.

Die Verstorbene hat drei Epochen deutscher Geschichte kennen gelernt, durchlebt und teilweise durchlitten:

Am 09. Dezember 1910 in Hamburg geboren als zweite Tochter des Leiters eines Gymnasiums und seiner sehr viel jüngeren Frau studierte sie Rechtswissenschaften am Ende der Weimarer Zeit. In Heidelberg gehörte sie mit ihrer Freundin Helga Einsele, der legendären nachmaligen Leiterin der Frankfurter Frauenstrafanstalt, zu den letzten Schülerinnen des in seiner humanistischen Haltung stark prägenden Strafrechtlers, Rechtsphilosophen und ehemaligen Reichsjustizministers Gustav Radbruch (vgl. H. Einsele, in Ehrengabe A.-E. Brauneck, Mönchengladbach 1999 S. 567 ff).

1933 legte sie in Hamburg die Erste, 1937 die Große Juristische Staatsprüfung ab. 1935 promovierte sie daselbst bei Sieverts mit der Dissertation „Pestalozzis Stellung zu den Strafrechtsproblemen“ (Strafr. Abhandlungen H. 367, Breslau 1936). Wiewohl Volljuristin wurde sie in der Hitlerzeit lediglich im mittleren und später gehobenen Dienst der Polizei eingestellt. Frauen war der Zugang zum höheren juristischen Dienst in Justiz und Verwaltung, aber auch die Zulassung in der Rechtsanwaltschaft verwehrt. Sie legte zusätzlich das Kriminalassistenten-Examen ab. In der Weiblichen Kriminalpolizei erwirkte sie sich „eine gewisse Narrenfreiheit“. Ein späteres Aufstiegsangebot schlug sie aus, um nicht „den besonderen Schutz der weiblichen Dienststelle zu verlieren“. Im Berliner Reichskriminalpolizeiamt verfasste sie den Entwurf eines Erlasses über die „Behandlung der Kinder und Jugendlichen bei der Polizei“ – ein Regelwerk, das von Himmler erstaunlicherweise ohne Abstriche übernommen (RMiBl Juli 1944 S. 81) und später von Radbruch als „human“ eingestuft wurde. „Alle männlichen Kriminalbeamten gehörten der SS an, wir konnten das nicht, weil uns als Frau dafür wesentliche Eigenschaften fehlten, und so mussten wir zwar jeden Uniformträger als erste grüßen, durften aber doch auch ungestörter als andere in unseren Erlassen altmodischen menschlichen Grundsätzen folgen. Unseren Vorgesetzten..., die insgeheim keine Nazis (mehr) waren, schien es sogar oft ganz recht, dass wir als Frauen gewisse angeborene Schwächen hatten.“ Sie wandte sich Studien zu den familiären Hintergründen jugendlicher Straffälliger zu. „Der Umgang mit Menschen in Ausnahmesituationen war menschlich befriedigend und dazu interessant, besonders wenn man ihn, wie ich es tat, mit psychologischer Lektüre begleitete.“ Freilich wurde ihre Arbeit

argwöhnisch beobachtet. „Ein neuer, schärferer Vorgesetzter im Reichskriminalpolizeiamt hatte alle Unterlagen einer Nachuntersuchung an kriminellen Jugendlichen, die ich dort auf eigene Initiative unternahm, an einem Tag, wo ich nicht da war, durch den Papierwolf drehen lassen, weil sie nicht die Erblichkeit der Kriminalität bestätigte.“ (Zitate aus dem Interview in: M. Fabricius-Brand u. a., Hrsg., Juristinnen, Berlin 1982 S. 167 ff). Noch im Krieg machte sie eine Psychoanalyse bei einer Freud-Schülerin.

Nach dem Krieg war sie zunächst freiberuflich tätig und widmete sich psychologischen Studien. 1950-52 untersuchte sie in einem Forschungsteam für die UNESCO das Verhältnis der deutschen Jugend zur Autorität (K. Pipping, R. Abshagen, A.-E. Brauneck, Gespräche mit der deutschen Jugend. Ein Beitrag zum Autoritätsproblem. Kopenhagen 1954). 1952 wurde sie wissenschaftliche Assistentin des Hamburger Professors, Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz und langjährigen Herausgebers dieser Zeitschrift, Rudolf Sieverts, außerdem ehrenamtliche Geschäftsführerin der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen. Hier wirkte sie im kriminalwissenschaftlichen Assistententeam zusammen mit Herbert Jäger, Claus Roxin und Horst Schüler-Springorum. Als Frau musste sie sich die Möglichkeit einer Habilitation erst erkämpfen. Zumal auch das von ihr mit einer neuen Untersuchung delinquenter Kinder und deren Erziehungshintergrundes gestärkte Fach „Kriminologie“ – durch NS-Theorie und Emigration früher deutscher Kriminologen verkümmert – in Hamburg noch nicht als selbständiges Lehrfach „rehabilitiert“ war. So wurde sie schließlich für „Strafrecht und strafrechtliche Hilfswissenschaften“ habilitiert mit der Schrift „Die Entwicklung jugendlicher Straftäter“ (Hamburger Rechtsstudien H. 49, Hamburg 1961). 1965 berief man sie auf einen Lehrstuhl für „Strafrecht und Kriminologie“ – später in einen solchen für „Kriminologie und Kriminalpolitik“ umgewidmet – in Gießen. Damit wurde sie als erste Frau ordentliche Professorin an einer deutschen Rechtsfakultät. Zu solcher Ehre gelangte im selben Fach bald nach ihr Hilde Kaufmann in Köln. Bis zu ihrer Emeritierung 1975 wirkte sie an dieser Stelle. Noch bis weit ins achte Lebensjahrzehnt besuchte sie das von Bürger-Prinz und Sieverts in Hamburg begründete, in Gießen von Brauneck mit den Psychiatern Derwort und Schumacher und mir als Lehrstuhlnachfolger fortgeführte forensisch-psychiatrisch-kriminologische Seminar für auszubildende Juristen und Mediziner mit Patientenvorstellungen; sie bewegte sich damit auf dem in Gießen von einem Vorgänger, Wolfgang Mittermaier (1867-1956), vorgebahnten Weg einer „Klinischen Methode“ der Juristenausbildung mit Exkursionen in Gefängnisse und psychiatrische Anstalten; so gehörten auch häufige Kontakte von Studierenden und Mitarbeitern zu Gefangenen in der nahen Jugendstrafanstalt Rockenberg und in der Klinik für forensische Psychiatrie Haina, Abteilung Gießen, sowie ehrenamtliche Gefangenenbetreuung zu den Selbstverständlichkeiten ihrer Professur. Den Lebensabend verbrachte sie zurückgezogen in Lich. Ihre drei habilitierten Schüler sind inzwischen emeritiert, ebenso wie ich – ihr Nachfolger auf der kriminologischen Professur und Freund. Aus ihren Werken ragen die Bücher „Die Entwicklung jugendlicher Straftäter“ und „Allgemeine Kriminologie“ (Reinbek 1974) hervor. Besonders hat sie sich um den Deutschen Juristinnenbund, die Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen, den wissenschaftlich-reformpolitischen „Arbeitskreis deutscher und schweizerischer Strafrechtslehrer“ (dort ein Viertel Jahrhundert Mitwirkung an elf Veröffentlichungen), die Humanistische Union und die Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform verdient gemacht. In Anlehnung an ihre letzte Schrift „Fühlen und Denken“ (Frankfurt a. M. 1997) widmeten wir ihr 1999 eine Ehrengabe „Fühlende und denkende Kriminalwissenschaften“ (A. Kreuzer, H. Jäger, H. Otto, S. Quensel, K. Rolinski, Hrsg., Gießener Kriminalwissenschaftliche Schriften Bd. 10, Mönchengladbach, 1999).

II.

Will man einer wissenschaftlich und menschlich bedeutenden Frau – zumal in einem als Freundesdienst gedachten Nachruf – gerecht werden, sollte ein Versuch nicht ausbleiben, sich ihrer Persönlichkeit über das biografisch Nachzuzeichnende hinaus anzunähern. Mag es auch ein vielleicht von manchen als untauglich erachteter Versuch sein. Mag er überdies reichlich subjektiv, nahezu willkürlich in der Auswahl von Aspekten und Beispielen, notwendig fragmentarisch und überall angreifbar ausfallen. Mag er schon deswegen unzureichend sein, weil es eine schwer erschließbare, entschlüsselbare Persönlichkeit ist mit Widersprüchen und Rätseln. Mag er schließlich in gewisser Weise gerade ihrer Eigenwilligkeit, Zurückgezogenheit, sich gegen Vereinnahmung wehrenden, Intimität von Begegnungen stets respektierenden und gegenüber Ehrungen abgeneigten Wesensart widersprechen (darauf wird zurückzukommen sein). „De mortuis nil nisi bene“ bedeutet hier die Pflicht, auf solche Fragwürdigkeiten des Annäherungsversuchs, aber eben auch Widersprüchlichkeiten deutlich hinzuweisen. Soweit es um „Belege“ für angedeutete Eigenheiten geht, wird auf Publikationen der Verstorbenen, eigene persönliche Eindrücke und Erfahrungen seit 1975, Berichte anderer aus ihrem Freundeskreis, einen in den letzten 15 Jahren verhältnismäßig intensiven Briefwechsel, der zwischen Anne-Eva Brauneck, meiner Frau und mir verstärkt an die Stelle realen Zusammenseins trat, nicht zuletzt anekdotisch Erinnerunges zurückgegriffen. Manches wird dabei verdeutlicht oder ergänzt, was ein früherer Annäherungsversuch von zwei ihrer Schüler in einem Glückwunsch zum 80. Geburtstag in dem persönlichen Wunsch angedeutet hat: „dass Du Deinen Humor, Dein Lachen, Deinen Sinn für Komik und Verrücktheiten, Deine Gradlinigkeit, Wahrheitsliebe und Einfühlsamkeit in der Beobachtung der Dinge, Ereignisse und Menschen nicht verlierst, solange Du lebst.“ (MschKrim 1990 S.357)

Hervorstechend sind zu allererst die Universalität des Wissens von Anne-Eva Brauneck, ihr Sinn für vertieftes interdisziplinäres Denken, die Vielfalt ihrer Begabungen und ihre unvergleichliche Belesenheit. Herbert Jäger kannte sie im Freundeskreis am längsten und intensivsten, über fünf Jahrzehnte, davon bezeichnenderweise die letzten zwei Jahrzehnte nur noch aus Telefonaten und vor allem einer intensiven, Tausende Seiten umfassenden Briefkorrespondenz (vgl. Jäger, in: Ehrengabe Brauneck a.a.O. S. 3 ff). Er bewundert ihre Gabe – am Beispiel ihrer letzten Schrift über „Fühlen und Denken“ dargetan – viele Wissensdisziplinen, mit denen sie sich vertraut gemacht hat, zueinander zu führen, ob Philosophie, Psychologie, Geschichte, Physik oder Mathematik und natürlich Kriminologie und Rechtswissenschaften, damit die fachlichen Kompetenzgrenzen der eigenen Disziplin zu überwinden und daraus neue Einsichten zu gewinnen. Erst im Blick auf den bibliothekarischen Nachlass – im Gespräch mit ihrer Nichte Elisabeth Henschel – habe ich etwas erfahren über ganz verborgene Begabungen: Musizieren und Geigenspiel in früheren Jahren und Sich-Befassen mit vielfältiger Musik- und Musiker-Literatur, außerdem talentiertes Zeichnen mit dem Kohlestift. Bekannt waren mir ihre Naturverbundenheit, ihre Empfänglichkeit für die kleinen und größeren Wunder der Klänge, Farben, Formen, Kräfte und Bewegungen, Veränderungen in der nahen Umgebung, ihre Wissbegier im Lernen und Entdecken weiterer Wissensgebiete und Sprachen. So schreibt sie in einem ihrer letzten Briefe, – früher waren sie auf der Schreibmaschine verfasst, seit einigen Jahren in der unverwechselbaren, stets gleich und gleich leserlich gebliebenen, winzigen, druckbuchstabenartigen Handschrift – u. a.: „Ich las aber gerade eine schöne Biographie des Mathematikers Kurt Gödel, der bewies, dass es kein widerspruchsfreies formelles mathematisches System...geben kann, das trotz formeller Richtigkeit auch durch und durch beweisbar wäre. So ist auch alles streng Formale unsicher – was mir sehr einleuchtet, was aber anfänglich kein Gelehrter glauben wollte...Daneben lese ich einen Agatha-Christie-Krimi auf norwegisch!“ (22.08.2006) Und im Brief vom 17.08.2001 berichtet sie, dass sie nun

wegen gelegentlichen Schwindels am Stock gehe: „Wenn ich stehen bleibe – beim Stillstehen sammelt sich auch die Landschaft wieder zu der Ruhe, die sich gehört, statt sich zu drehen und auf mich zuzustürzen – , stütze ich mich aber auf den Stock wie ein Hirte und stehe andächtig da. Der Blick auf Wiesen und Felder und Bäume und dahinter den Vogelsberg oder Taunus tut mir immer noch sehr gut. Wie schön sind die Bäume mit ihrem immer leicht unterschiedlichen Wuchs. Sie sind auch im farblosen Winter schön, wo man dann diesen Wuchs besonders klar sieht.“ Überhaupt klingen oft Töne schriftstellerischer Poesie an. So am 13.07.2005 an meine Frau: „Als ich Deine Schrift am Briefkasten sah, dachte ich: `Gisela ist eine Perle!` Aber jetzt bist Du wohl eher eine Rose als eine kühle Perle, so schön Perlen sind.“ Am 09.12.2001 zu einem Weihnachtsgottesdienst, den meine Frau als Prädikantin vorbereitete: „Du wirst die Herzen zu fassen bekommen, harte Herzen weich machen und Ängstlichen Zuversicht geben.“ Und am 21.09.2000: „Ihr seid in meinem Seelenhaushalt doch ein bedeutender Posten und Pfosten.“

Lesen und Zeit zum Nachdenken gehörten weit mehr zum Alltag ihrer Arbeit und Muße als bei anderen. Es sei doch unsere professorale Aufgabe zu lesen, Wissen, stetig neue Erkenntnisse aufzunehmen, zu prüfen und in der Lehre weiter zu geben, sagte sie mir. Vor den Vorlesungen pflegte sie spazieren zu gehen und den Stoff des danach freien Vortrags nochmals zu überdenken. Im Stehen lesend und auf den Anschlussbus wartend, konnte man sie am Gießener Bahnhof antreffen. Ihr Licher Haus war randvoll von Bücherregalen in allen Zimmern. Selbst in der Küche hätten Vorratsschränke nur Bücherstellplätze geraubt, und Essen aufwändig zuzubereiten hätte wertvolle Lesezeit gekostet. Für andere sei Lesen eine Art Luxus, über den man Haushalt und das Praktische nicht vergessen dürfe, bei ihr sei es eher umgekehrt, schreibt sie am 21.08.2001. „Sich über etwas Größerem zu vergessen ist doch vielleicht das Beste, was man sich leisten kann...Ich bin doch durch das Lesen mit der Wirklichkeit außer mir verbunden, mit der größeren Welt, mit Inhalten auch, auf die ich allein nicht so leicht gekommen wäre.“ Imponierend war die Vielfalt ihres Büchernachlasses, von dem ein Teil jetzt in den Bestand der Gießener Universitätsbibliothek ging. Sie „lebte“ asketisch oder spartanisch karg, reduktionistisch sozusagen, wichtige Zeit dem ihr allein wichtig Erscheinenden widmend. Vielleicht in weiser Erkenntnis eigener physischer Grenzen und Selbstbescheidung, aber auch Freunde vorsichtig mahnend äußert sie am 22.10.2000: „Man kann ja doch nicht alles machen, man muss sich beschränken, also ist es gut, sich soweit zu beschränken, dass man seine Sache gut macht, aber auch Gesundheit und Lebensfreude und die ganze innere Freiheit behält.“ Ihr genügte, was sie (geworden) war: „Ich war immer zufrieden, wenn ich nicht auffiel, und das tat ich auch nicht, soweit ich weiß.“ Zum Unwichtigen, möglichst zu Vermeidenden, rechnete sie, was andere in unserer Zunft mitunter zu sehr vereinnahmt: Sitzungen, Ausschussarbeit, Ämter, Organisatorisches, Karriereplanung, Bewerbungen, Konkurrenzdenken, Vorbereitung von Hauseinladungen. Wichtig waren ihr neben dem Lesen täglich mehrerer Zeitungen und der Bücher sowie der Zeit des Nachdenkens ebenso Vorlesungen und Seminare, Gespräche mit Studierenden und Mitarbeitern, Brief- und Telefonkontakte. Aber geradezu kindlich freute sie sich, gelegentlich von Freunden eingeladen und dann gut bewirtet zu werden oder diese in die Arnsburger „Alte Klostermühle“ einzuladen.

Das kriminologische Lebenswerk von Anne-Eva Brauneck zu würdigen, ist hier nicht der Platz. Dies ist vor allem in einigen Beiträgen der Ehrengabe (a. a. O. 1999) bereits geschehen. So soll hier lediglich auf wenige kennzeichnende Merkmale des Oeuvres eingegangen werden. Ihrer Fähigkeit, Abstraktes durch konkrete Beispiele zu veranschaulichen und Erkenntnisse aus benachbarten Disziplinen einzubringen, begegnet man allenthalben in ihrer „Allgemeinen Kriminologie“, wenn sie etwa Personen, Situationen und spektakuläre Fälle der Kriminalitätsgeschichte einarbeitet. Etwas außerhalb des durch ihre wissenschaftlichen Publikationen Erkennbaren liegen ihre Gedanken, Bemühungen und Aktivitäten zu Fragen zwischen Leben und Tod, zur Sterbehilfe und Organtransplantation, diese nicht nur in ihren

letzten Lebensjahren. Sie äußern sich bei der Mitarbeit im Kreis der „Alternativprofessoren“, im Briefwechsel und in Leserbriefen. Mehrmals hatte sie Gegner des Hirntodkonzepts gemahnt, „die Frage, ob der Hirntote tot oder erst sterbend sei, lenke vom entscheidenden Punkt ab, dass mit einer Organentnahme dem einen gar nicht mehr zu nützen oder zu schaden, einem anderen aber zu helfen sei.“ (FR v. 03.03. u. 14.05.1995) „Dies Problem der Zulässigkeit der Organtransplantation geht mir tatsächlich an die Nieren.“ „Ich habe“ – schreibt sie am 15.04.1997 – „den Eindruck, dass hier, wie auch in anderen Fragen, Halbwissen sich ausbreiten kann, weil die Politiker nicht den Mut haben, das richtige Wort auszusprechen, oder weil sie selbst halbwissend sind.“

Nie hat sie sich als Neuerin in der Kriminologie, als Vertreterin des die traditionelle Kriminologie umstoßenden „Labeling Approach“ mit seiner auf die Kontroll-, Reaktions- und Selektionsseite fokussierten Sicht verstanden, wohl aber innovative Sichtweisen und Gedanken eingebracht. Sie war es beispielsweise (Zur sozialpsychologischen Bedeutung des Kriminalitätsumfangs, Grünhut-Erinnerungsgabe 1965 S. 23 ff), die noch vor dem dafür meist zitierten Heinrich Popitz (Über die Präventivwirkung des Nichtwissens, 1968) auf die Bedeutung der „Verborgenheit eines großen Teils der Begehungen, also die so oft beklagte Dunkelziffer“ hingewiesen hat, verbunden mit der Frage, „wie hoch eigentlich die Zahl der Verurteilungen und Verurteilten in einer Bevölkerung sein müsste, um der Strafdrohung optimale Tabuwirkung zu geben und nicht unnötig viele zu verurteilen.“ Damit hat sie zugleich auf die Bedeutung der Latenz von Straftaten einerseits, Aufklärung und Sanktionierung andererseits für die sozialpsychologische Normgeltung aufmerksam gemacht. (Vgl. Verf., Ehrengabe a.a.O. S. 101ff) Auch war sie es, die erstmals in einem kriminologischen Lehrbuch den Krieg als Gegenstand dieser Disziplin betrachtet hat („Allgemeine Kriminologie“ S. 157 ff; dazu Verf., „Weltordnungs“- Krieg und Kriminologie, Schwind-Festschrift 2006 S. 995 ff): „Geht man vom Konflikt der am weitesten voneinander entfernten Gruppen aus, so kommt man als erstes zum Krieg unter Nationen.“ Er wird in der von Brauneck eingeführten Begrifflichkeit von Nah- und Fernraumkriminalität der letzteren zugeordnet. Um so mehr befremdete es sie, dass zwei ihrer Schüler sie in einer Glückwunschadresse feierten als „die Kriminologin, die als eine der ersten die Wende einleitete, die später im Labeling-Ansatz ‚pragmatisch‘ werden sollte“ (MschrKrim 1990 S. 357). Das hätten sie eigentlich besser wissen müssen, sagte sie mir, da sie doch immer auch auf individuelle, familiäre und frühkindliche Entstehungsbedingungen späterer Delinquenz hingewiesen habe aufgrund ihrer Erkenntnisse aus biographisch-qualitativ angelegten Studien zu jugendlichen Straftätern. (Vgl. G. Kaiser, Ehrengabe a.a.O. S. 171ff) Jene ihr eigene qualitative Methode hatte sie früh in die Familien Straffälliger geführt und in Nahraum-Gesprächen solchen Entstehungsbedingungen nachspüren lassen. Deswegen hat sie auch stets psychoanalytisch geprägten Entwicklungs- und Sozialisationstheorien den Vorzug gegeben. Strafe ist für sie folgerichtig nicht ein Zuschreibungsinstrument zum Erhalt der Macht Herrschender, wie es die Labeling-Sicht suggeriert, sondern ein notwendiges generalpräventives Übel: „Lange hatte ich Liszt sehr angehangen, aber später fand ich die Strafe für spezialpräventiv relativ ungeeignet u. gerade *nur* generalpräventiv notwendig.“ (26.04.2003)

Prägend für ihre Darstellungen allgemein und besonders ihren Schreibstil im Briefwechsel ist, wie Jäger (a.a.O.) treffend anmerkt, ihr „unnachahmlicher Sinn für farbige Konkretisierung abstrakter Gedanken, in der oft auch das Vergnügen an den grotesken Seiten des Daseins mitschwingt...“ In Briefen entdecken Freunde, dass sie sich als „immer noch eine Mischung aus dem etwas störenden, unüberlegten und gerne lachenden Kind und der etwas besser gezähmten Erwachsenen“ sieht (über sich am 22.10.2000). Es erfrischt, erheitert, amüsiert und regt an, wenn sie banale Alltagsereignisse so kommentiert und ironisiert, dass die Akteure und Situationskomik dem Leser plastisch vor Augen stehen und ein Schmunzeln

entlocken oder Mitgefühl, weil das Komische manchmal Trauriges anklingen lässt. So heißt es etwa im Brief vom 17.01.2000: „Umstehend (Bild aus einer Universitätsveranstaltung Ende der 1960er Jahre) siehst Du mich mit rotem Samtkragen, sonst schwarz...Wir lachten über uns in unseren Talaren. Mallmann, unser Dekan, hatte einen blutroten und fühlte sich wie ein Henker. Kein Muff von 1000 Jahren.“ (17.01.2000) Oder unter dem 22.11.2000: „Du hast mir so nett geschrieben, viel zu nett für die Person, die ich nun schon so lange kenne.“ Manches Groteske und Kritische wird entlang ihrer Altersbeschwerden, Arzt- und Apothekenbesuche berichtet mit Ironie, manchmal gesteigert zu Sarkasmus. „Verglichen mit meinen Altersgenossen – besonders denen, die gar nicht mehr leben! – geht es mir ja wirklich noch gut, und ich lebe auch noch gern, unleugbar.“ (25.04.2001) Sie müsse, heißt es dort weiter, eine kleine Chemotherapie machen mit „einem Cortisonpräparat mit Namen ‚Decortin‘, das, finde ich, reichlich nach Enthauptung klingt“. „Ich eile von Zahn- zu Ohren- u. Augenarzt u. danach zur Beschaffung der Hör- und Sehhilfen, von weniger edlen Partien abgesehen. Bin mehr Physis als Psyche.“ Ein Jahr vor ihrem Tod gelangt sie mit einer „Sturzsymptomatik“ in die Klinik. Kein Hinweis auf einen Bruch. Dennoch: Die Ärzte „wussten sofort, dass ich *nicht*, besonders: allein, in meiner Wohnung bleiben könnte, da nie mehr gehfähig. Dabei sahen sie mich nur im Bett liegend, *nie!*, keiner, auf den Beinen, bis der kluge G. mich zufällig aus meinem Zimmer kommen sah u. sagte, jetzt habe er zum erstenmal sich vorgestellt, dass es vielleicht doch noch einmal etwas mit mir werden könnte. An zwei Stöcken ging ich da schon eigenmächtig allein über lange Spitalflure, jetzt zuhause freihändig... Ärzte wissen sofort alles u. taten alles, um mir die Hoffnung auf einen normalen, wie gewohnten Lebensrest zu rauben.“ (15.06.2006)

Kennzeichnend waren ihre rigorose Ehrlichkeit, Offenheit, Direktheit und Streben nach Gerechtigkeit. Als „Schlüssel zu ihrem Verständnis“ erachtete Jäger (a. a. O.) den Satz aus ihrem letzten Buch („Fühlen und Denken“ S. 100): „Ich will mich nicht belügen.“ Über ihre Schulzeit schreibt sie unter dem 22.10.2000: „Eine Zeitlang war ich, von der Klasse gewählt, obwohl die Jüngste, doch Klassensprecherin, weil ich mich immer meldete, wenn ein Kind getadelt wurde, und eine Rechtfertigung für sein Verhalten vortrug.“ Als Professorin fügte sie sich nicht einer „Fraktionsdisziplin“ ihrer Gruppe, sondern behielt sich abweichende Voten in Fachbereichssitzungen vor, falls Studierende in der Sitzung überzeugende Gegenargumente vorbrächten. Im Fachbereichsrat setzte sie sich demonstrativ neben den als „linker Außenseiter“ abseits von der Professorengruppe sitzenden Helmut Ridder – ebenfalls in diesem Jahr verstorbenem Kollegen des Staatsrechts. Sehr direkt konnte sie in den forensisch-psychiatrischen Seminaren werden. Äußerte etwa eine Frauenhausangehörige gegenüber der vorgestellten jungen Türkin, die ihren Vater als Familientyrann aus Verzweiflung umgebracht hatte, das sei eine notwenige Tat gewesen, so wurde sie brüsk von der alten Professorin in ihre Schranken gewiesen und der Täterin bedeutet, dass sie sich anders hätte helfen können, aber keine schwere Strafe erhalten werde. Einem 18-jährigen im Maßregelvollzug wegen chronischer Betrüge gegen Vater und andere Personen Untergebrachten, der die Zuhörer amüsierte mit der Darstellung ausgefeilter betrügerischer Tricks und „Erfolge“, stahl sie sozusagen die Bühnenshow, indem sie ihn mahnte, den Beifall nicht misszuverstehen, zeigten seine Darstellungen doch nur, wie arm er sei, ohne jeden Freund, ohne Vertrauen zu irgend jemand, vielleicht unfähig, andere ernst zu nehmen statt sie zu hintergehen. Für den Patienten war das, wie Therapeuten später berichteten, ein heilsamer Schock. Überhaupt betrachtete sie Bindungsfähigkeit als wichtigen Bestand des in früher Kindheit und Geborgenheit zu entwickelnden Gemüts und Mängel dieser frühen Gemütsentwicklung als wichtige Bedingung für spätere schwere Delinquenz; zu solcher rechnete sie Betrug weit stärker als Diebereien oder Körperverletzungen.

Manches erschien in ihrer Persönlichkeit schwer erklärlich oder auch widersprüchlich. Dafür stehe beispielhaft die grundsätzliche Ablehnung von ihr gegenüber erbrachten Ehrungen, Glückwünschen oder gar Festschriften. Schroffe Zurückweisung insofern war Freunden

geläufig. „Mein Geburtstag existiert nicht, Weihnachten erlebe ich nicht mehr gern, seit meine Lieben nicht mehr leben.“ (22.10.2000, vgl. auch MschrKrim 1980, 321, 2005, 399) Wir mussten ihr mehrmals versprechen, sie an runden oder überhaupt Geburtstagen nicht zu behelligen. Das galt auch für ihren „90.“. Und doch berichtet die Nachbarin, an dessen Abend von ihr angesprochen worden zu sein, wenigstens sie solle ihr gratulieren, von niemand sonst sei ihr heute Glück gewünscht worden. Zuvor hatte sie Anfragen von Stadt und Redaktionen abgeschlagen, Material für öffentliche Würdigungen zu geben, dann aber es mir überlassen, etwas für Zeitungen und das Universitätsforum zusammenzustellen, woraus sich ein reger Briefwechsel zu ihren Lebenserinnerungen ergab. Ein Photo für diese Berichte kommentierte sie so: „Das Bild – ich finde mich so eine Mischung von gutmütiger Oma, die ich ja doch wohl nicht bin, und etwas Bitterem, das aber wohl auch kein Seelenzustand ist, sondern sich vielleicht sogar aus Lachspuren als Falten im Gesicht abgelagert hat.“ (22.10.2000) Dort schreibt sie zu einer möglichen Zeitungswürdigung: „Es kennen mich so viele als Spaziergängerin, und wir reden miteinander und grüßen uns immer..., und der Gedanke, dass sie über mich in einer Gießener Zeitung lesen würden, wie man sie hier hält, machte mir Spaß. Aber das ist ja kein gutes Motiv, und es wiegt meine Abneigung gegen eine Veröffentlichung meiner Person vielleicht doch nicht auf.“ Und nach Erscheinen der Berichte heißt es (Jan. 2001): „Man grüßt sich hier, außer in den paar Geschäftsstraßen, ja überhaupt, was ich nett finde, aber ich werde jetzt etwas anders, vertrauter, betonter begrüßt, und ich muss ehrlich sagen, dass ich nichts dagegen habe.“ „Eben kam das Uni-Forum, das ich las, als ich mich plötzlich selbst sah mit dem von Dir...inspirierten Bericht, dem anderen Leserkreis angemessen etwas geschmückter als der in der Zeitung, aber doch auch so, dass ich ihn ohne zu großes Erröten lesen kann, u. ich freue mich.“ Ähnlich war es zuvor schon gewesen mit der „Ehrengabe für Anne-Eva Brauneck“ (1999, dazu Müller-Dietz ZfStrVo 2000, 365f; Sagel-Grande, MschrKrim 2000, 431ff) . Als Herausgeber hatten wir uns schwer getan, bewusst nicht einen runden Geburtstag abgewartet oder das Werk Festschrift genannt, vielmehr ein persönlich gehaltenes Buch als Kompromiss gewählt. Dessen Übergabe war wiederum schwierig und gelang nur mit der Vorankündigung, dass meine Frau und ich eine wichtige Mission für einen größeren Kreis wahrzunehmen hätten, für sie die Belagerung durch eine größere Abordnung abwehren und lediglich kurz an der Haustür etwas abgeben würden. Wir wurden nach langem Zögern zugelassen und sogar eingelassen, bewirtet – spartanisch, selbstverständlich, aber damit kommentiert, sie wolle sich eben nicht eine richtige Bewirtung aufzwingen lassen. Und dann wurde daraus ein langer, herzlicher, fröhlicher Abend, an dem sie sich das Album mit Bildern aller Mitwirkenden zeigen ließ, darin und immer wieder in dem Buch blätterte, über diesen und jenen sprach, sich offensichtlich freute und neugierig „diagonal“ las. Alle „Beiträger“ erhielten umgehend („weil mein Alterskurzeitgedächtnis immer kürzer wird“) Dankeschreiben in der bekannten Handschrift, verbunden mit Reflexionen über den jeweiligen Aufsatz. Uns schreibt sie am 14.11.1999 u. a.: „Nach meiner ersten Verwirrung über Eure Gaben – „Ehren“! – Gaben habe ich mich etwas erholt u. an der ruhigen Lektüre der schönen Beiträge meine Freude.“ Wenn sie einen mal wieder abgewiesen oder missverstanden hatte, dann konnte ein entschuldigender Brief folgen und so enden: „Also es grüßt Dich mit Menschenherzlichkeit, das doch noch, Deine törichte, aber Dich sehr gern mögende Anne-Eva.“ (17.06.2005)

Fern der Vorstellung, als Mann könne man das Selbstverständnis einer Frau beurteilen, scheint aber doch einiges dafür zu sprechen, dass es ihr nicht immer leicht fiel, sich als Frau durchzusetzen. Das wird im Interview in „Juristinnen“ (a.a.O. S. 169) deutlich. Sie meint, sie habe mit ihren Worten in den Sitzungen weniger Gewicht gehabt als die männlichen Kollegen, „nicht ganz ohne meine Schuld, denn ich habe die Gewichtigkeit, die Männer wohl schon früh für das Auftreten in solchen Rollen lernen, nicht aufgebracht und im Grunde auch nicht aufbringen wollen...Ich war keine den Männern imponierende richtige `Dame`, aber auch kein um Hilfe bittendes sanftes Wesen, sondern etwas dazwischen, und das musste

ich...büßen. Aber auch unter den Kollegen hatte ich, und zwar auch dies wohl als Frau, mit subversiven Bemerkungen immer eine gewisse Narrenfreiheit.“ Als erste und einzige ordentliche Professorin kam ihr ohnehin eine Sonderrolle zu, die sie vielleicht zu sehr in einer als nötig empfundenen vorbeugenden Abwehrhaltung ausgefüllt hat. Zur Rolle der Frau als Mutter und zur Mütterlichkeit, ebenso zur Bedeutung der Frau in der Kriminalität hatte sie dagegen eine eher wohlthuend konservative Einstellung, verglichen mit bewusst feministischen oder sozialistischen Ansichten über prinzipielle Gleichheit der Geschlechter (vgl. etwa einerseits Brauneck, Allgemeine Kriminologie, a.a.O. S. 191ff, andererseits Lamott zum „Risiko-Faktor `Frau`“ in dem schwerpunktmäßig der Frau und insgesamt A.-E. Brauneck gewidmeten Heft der MschrKrim 1985, 325ff). So führte sie die entgegen der Emanzipationstheorie anhaltend geringe Teilhabe der Frau an der Kriminalität auf die andersartige psychische Struktur weiblicher Wesen zurück, die auf das Bewahren, Schützen und höhere Sensibilität ausgerichtet sei. Das schließt selbstverständlich langsamen, jedoch geringen Wandel infolge sich verändernder kultureller Rollenvorstellungen nicht aus. Ihr dürfte es schwer gefallen sein, sich mit der eigenen Rolle und Entwicklung abzufinden – als ehe- und kinderlos gebliebene Frau. Sie berichtet, ihre Eltern hätten sich sehnlichst nach der von ihr sehr verehrten älteren Schwester einen Jungen gewünscht, und das habe sie immer gespürt. In dem genannten Seminar berichtete sie einst etwas unvermittelt von einem Traum, in dem sie Sorge um ihr Kind gehabt habe; den Traum zu deuten sei nicht einfach gewesen: „Nicht, was Sie denken, nein, das Kind war mein Lehrbuch, das eine zweite Auflage entbehrte.“ Warum aber, so fragt man sich doch, sollte es nicht außerdem das Entbehren eines eigenen Kindes gewesen sein? „Du hast doch alles“, sagte sie meiner Frau, die zugunsten der Kinder auf weitere Berufsausübung verzichtet hatte: Mann, Kinder, frühere Berufstätigkeit, gutes Auskommen, Zufriedenheit. Ihre späteren Briefe beginnen: „Liebe Kreuzers, um nicht zu schreiben `Liebe Kinder`“ (16.09.2000), dann „Liebe `Kinder`“ (09.12.2001), schließlich „Liebe Kinder“ (01.02.2004). Es schien für uns schmeichelhaft-vertraulich, mütterlich und zugleich Ausdruck einer Entbehrung. Sie dankte meiner Frau für den Hinweis, wir kennten viele Frauen ihrer Generation, die allein geblieben seien, weil mögliche Partner kriegsbedingt weggefallen seien; damit, merkte sie an, fühle sie sich sozusagen rehabilitiert.

Am Heikelsten ist es sicher, über jemandes Weltanschauung zu spekulieren. Früher als andere, so sagte sie uns öfter, habe sie ihren Kindheitsglauben durchschaut und abgelegt. „Unverblümt und ungeschützt“ (Jäger a.a.O.), ja radikal und um Ehrlichkeit sich und anderen gegenüber bemüht stellt sie die Sinnfrage – eigentlich der Urbeginn jeder philosophischen und theologischen Reflexion. Sie trifft – vor allem in „Fühlen und Denken“ – wichtige und richtige religionssoziologische und religionsdidaktische Feststellungen. „Wo das Fühlen nicht mehr durch rationale Kritik eingeschränkt werden kann, besetzt es diese großen Bereiche, die in den frühen Zeiten der Menschheit sowieso religiös durchtränkt waren, weil die Kritikfähigkeit noch zu gering war.“ (Zitat bei Jäger a.a.O. S. 13) Sie plädiert für eine Ethik ohne Religion, eine autonome humanistische Moral. „Erkennen wir mitfühlende Achtung vor anderen als gut und lebensstiftend an, dann brauchen wir jedenfalls `Sinn` nicht zu vermissen.“ Hier „brauchen wir keine Entzauberung, keinen Selbstbetrug zu fürchten. Hier urteilt unser Gefühl richtig: der andere Mensch ist wirklich eine Person.“ (Fühlen und Denken S. 113f) Jäger (a.a.O. S. 19) fügt dem ein Briefzitat an: „Wenn ihr so sehr nach einem Sinn sucht, so könnte ja bei etwas Bescheidenheit und der Kürze unseres Lebens die Anwesenheit der anderen, fühlenden, z. T. sehr liebens- und jedenfalls teilnahmewerten Menschen schon ausreichen – mehr gibt es jedenfalls nicht.“ Sie zeigt Verständnis für die skeptische Gottesgläubigkeit des Freundes, lehnt sie aber für sich ab. Und doch schreibt sie einmal, dass sie die Weihnachtslieder im Radio hört und sich sehnt nach der Geborgenheit des Kindes.